

ISMAIL KADARE

EUROPAS HIMMEL

Der Einladung, nach Graz zu kommen, um über Europas Himmel zu sprechen, lag als angenehme Lockung Gerhard Melzers Begleitbrief bei. „There’s something in the air ...“

Wenn ich aufgefordert werde, irgendwohin zu reisen, um über Europa zu reden, neige ich im ersten Verdruss gewöhnlich dazu, gleich abzusagen. Die meisten Kollegen hier im Saal, da bin ich mir sicher, kennen dieses Gefühl. Inzwischen gibt es so viele Europaexperten, energische Leute, die sich in allen Problemen und Problemchen auskennen und mit ihren dicken Aktentaschen voller Dossiers und endloser Statistiken geschmeidig die Flugzeuggangways hinauf- und hinabeilen, dass wir, die Menschen der Feder, die Märchenerzähler dieser Welt, uns unsicher oder gar überflüssig fühlen müssen.

Dann kommt auf einmal ein Brief mit dem Angebot, sich nicht über Dossiers, sondern über die Himmel Europas zu äußern, und zwar nach Belieben. Die Worte „Luft“, „Licht“ und „Wind“ sind hervorgehoben, damit man sich wirklich frei fühlt. Indirekt gibt man uns zu verstehen: Sollen die anderen sich ruhig in Straßburg, Brüssel oder sonst irgendwo versammeln, wir gehen nach Graz, um über unsere ureigensten Angelegenheiten zu reden, auch wenn man uns deshalb für überspannt hält.

Die Angelegenheiten des Himmels ließen sich allerdings nie losgelöst von den Angelegenheiten unserer schweren materiellen Welt betrachten, in der Lehm und Eisen so viel Anerkennung genießen. Im Vergleich zur Geschichte der Erde ist die Geschichte des Himmels arm, und sie wird es stets bleiben, so rapide sich die Flugtechnik auch weiterentwickeln mag. Es geht nicht darum, ob der Himmel künftig größeren Raum in der menschlichen Geschichte haben soll. Man muss vielmehr befürchten, dass es weniger sein wird.

Auf den ersten Blick scheinen die Himmel heute sehr viel häufiger und nachhaltiger in unsere Angelegenheiten einzugreifen als früher. Denken sie nur an die beiden jüngsten kriegerischen Konflikte in Kosova und am Golf. In den sorgenschweren Tagesnachrichten kommen auch die Himmel vor. Österreich zum Beispiel weigerte sich ebenso wie die Schweiz, den Flugzeugen der NATO seinen Luftraum zu öffnen. Mein Land dagegen, Albanien, stellte nach vierzig Jahren völliger Abgeschlossenheit kurzentschlossen und sogar freudig seinen Himmel zur Verfügung. Reden wir gar nicht von den Flugkorridore, für deren Nutzung immer mehr bezahlt werden muss, von all den Steuern und Gebühren und was es sonst noch gibt.

Auf den zweiten Blick jedoch, bei genauerem Hinschauen, sehen die Dinge etwas anders aus. Früher, als die Menschen sich noch nicht zu den Himmeln hinauf-

schwangen, dachten sie mehr über sie nach, träumten von ihren Wundern oder fürchteten sich einfach vor ihnen. Für die Regierungen und Staaten der Vergangenheit spielten die Himmel natürlich keine Rolle. Sie kamen in keinem Abkommen, keinem Bündnis vor, und erst recht nicht, wo es um Ultimaten ging. Bedeutende und dem Anschein nach seriöse Staaten prügeln sich um einen Fetzen Land, eine Schlucht oder ein Bachbett, niemals jedoch stritten sie sich um den Himmel über ihnen. Das hinderte die Menschen freilich nicht daran, ihr tägliches Leben eng mit dem Himmel zu verknüpfen. Das Wort „Himmel“ kam in den anerkennenden, erstaunten oder erschrockenen Ausrufen von einfachen Leuten oder auch bei den Poeten häufig vor. Die Leute riefen nicht „o du lieber Staat“, „o du liebes Strafrecht“, „o du liebe Demokratie“ oder „o du liebe Diktatur“, sondern „o du lieber Himmel“.

Dem Himmel war beides eigen: Gut und Böse. In den drei oder vier Jahrtausenden ihrer Zivilisation ließ die Menschheit nie von ihrem Urteil ab: der Himmel hat seine guten und seine schlimmen Seiten. Im 20. Jahrhundert ist das böse Urteil leider aufgegangen. Die gute Prophezeiung hat sich noch nicht erfüllt.

Der Zweite Weltkrieg legte die Ambiguität der Himmel Europas bloß. Tausende von Flugzeugen zogen darüber hinweg, und ihren Bomben verbreiteten Schrecken wie noch in Europa. Wir mochten sie dennoch nicht verfluchen. Denn mit den Bomben kam außer Tod und Schrecken zögernd und zaghaft auch die Freiheit.

Als wieder Ruhe einkehrte, als die Freudenfeuerwerke verglühten, stellte sich heraus, dass alles nicht so einfach gewesen war, dass es nicht nur Schwarz und Weiß gegeben hatte. Halb Europa war vom Bösen befreit, doch die andere Hälfte, der mittlere und östliche Teil des Kontinents, stürzte ins Unglück. Den ein halbes Jahrhundert währenden Frieden in Europa bezahlte er mit Knechtschaft.

Ich war gerade fünf Jahre alt, als der Zufall mich die Ambiguität des Himmels erleben ließ. Herr Melzer räumt den teilnehmenden Schriftstellern in seinem Brief auch die Möglichkeit ein, aus ihrer Kindheit zu berichten, und ich möchte dies nutzen. Ich war also fünf Jahre alt, Kind in einer Stadt Albaniens, über die täglich Flugzeuge der Krieg führenden Parteien hinwegflogen. Beide besetzten abwechselnd die Stadt. Wenn gerade griechische Truppen da waren, bombardierten italienische Flugzeuge den Militärflugplatz, und ab und zu wurde aus unerfindlichen Gründen, vielleicht zum bloßen Vergnügen, eine überzählige Bombe über der Stadt abgeworfen. Zwei oder drei Wochen später fiel die Stadt wieder den Italienern in die Hände, und nun übernahmen englische Flugzeuge das Geschäft des Bombardierens. Wenn sie mit ihren Angriffen auf den Flugplatz fertig waren, ließen sie im Weiterfliegen noch die eine oder andere Bombe auf uns herunterfallen.

Da ich wie die meisten Menschen das Bedürfnis hatte, alles in Gut und Böse einzuteilen, versuchte ich es auch bei den Flugzeugen. Es ging nicht.

Ich habe den Eindruck, dass die Ambiguität des Himmels noch immer fortbesteht. 1999, als Serbien bombardiert wurden, teilten sich die Leute in „Pro“ und „Contra“. 2003 geschah beim Irak das Gleiche. Die Bombenangriffe auf Serbien brachten Kosova die Freiheit. Was die Bombenangriffen auf den Irak ergeben, weiß man noch nicht.

Eines ist klar: Zu den Dingen dieser Erde finden die Himmel so leicht keinen Zugang. Sie haben eine andere Geografie und eine andere Geschichte. Deshalb, ich wiederhole es, kommen wir, die wir uns hier versammelt haben, vielen Leuten wahrscheinlich überspannt vor. Aber wenn wir schon einmal da sind, dann sollten wir auch über die Himmel Europas sprechen.

Vor zweitausend und ein paar Jahren fragte sich der Grieche Theophrast verwundert und fasziniert, wie es sein konnte, dass die Griechen, obwohl sie unter dem gleichen Himmel lebten und die gleichen Speisen aßen, sich derart voneinander unterschieden.

Wollten wir uns im Jahre 2003 hier in Graz eine Frage stellen, so müsste es wohl diese sein: Kann es sein, dass die Europäer, die sich unter so verschiedenen Himmeln so vielfältig ernähren ... einander trotzdem gleichen?

In die Sprache der politischen Kultur übertragen, klingt die Frage in den Ohren sehr vertraut: Wird noch etwas aus Europa? In der eigentlich politischen Sprache lautet sie: Ist Europa fähig zu einem einheitlichen Wirtschaftssystem, zu einer gemeinsamen Außen- und vor allem zu einer gemeinsamen Verteidigungspolitik?

Ich glaube fest daran, dass etwas aus Europa wird. In der Region des Kontinents, aus der ich komme, lebt ein Häuflein Völker, die Europa zweimal verloren haben. Zuerst als Folge der osmanischen Eroberung. Als die Griechen, Albaner, Serben, Montenegriner, Bulgaren, Rumänen und Mazedonier fünf Jahrhunderte später nach Europa zurückkehrten, waren sie so verändert, dass sie sich kaum wieder erkannten. Und damit nicht genug. Mit Ausnahme der Griechen wurden alle diese Völker durch den Kommunismus Europa erneut entrissen, und mit ihnen zusammen stürzten auch die Tschechen, Slowaken, Polen, Ungarn, Letten, Litauer und Esten ins Unglück.

Nun stehen sie allesamt vor Europas Tür Schlange. Sie bringen eine etwas andere Vorstellung von Europa mit. Wenn man darüber urteilt, sollte man nicht vergessen, dass ein Schmerz, also etwas Edles, sich darin verbirgt. Dieser Adel ist aus Nostalgie geboren, aus Verlust.

Für diese Völkern hat die Frage, ob aus Europa etwas werden kann, einen tragischen Beigeschmack. Die düsteren Prognosen für Europas Zukunft klingen für sie wie ein Strafdekret, das sie von aller Hoffnung abschneidet.

Als Theophrast seine Mutmaßungen über die vereinigende Wirkung des Himmels auf die Menschen anstellte, war er neunundneunzig Jahre alt. Offenbar verleiteten ihn die nahen Grenzen eines anderen einigenden Königreichs, des Todes, dazu.

Von was konnte, von was kann Europa, so wie wir es uns heute vorstellen, ausgehen? Von der Erde, vom unterirdischen Bereich, vom Himmel?

Das sind drei Ebenen, mit denen das menschliche Leben schon immer zu tun hatte. Die erste und wahrscheinlich wildeste dieser Örtlichkeiten war die Erde. Als die Menschen Gräber zu öffnen begannen, um ihre Toten zu bestatten, entstand die zweite, unterirdische Ebene. Der Mensch stellte sich sein Drama in zwei Teilen vor: rund sechzig Jahre auf der Erde, fünf oder sechs Jahre, also ein Zehntel dieser Spanne, darunter. Die Ägypter wehrten sich als Erste gegen dieses Drama auf zwei Etagen, indem sie sich eine jenseitige Welt ohne Ende erschufen, in der die Seele niemals starb. Mit diesem langen Schwanz, der an den kurzen Stumpf des menschlichen Lebens angehängt wurde, begann die große Emanzipation des Menschen. Seine Bewusstwerdung.

Diese Erfindung, diese furchtbare Entdeckung dürfte im menschlichen Gehirn ein unvorstellbares Durcheinander hervorgerufen haben. Für lange Zeit, vielleicht hunderte, vielleicht tausende von Jahren, ließen sich die Menschen durch diese Entdeckung zermürben. Sie spürten, dass eine Transferierung dieses Lebensanhangs vonnöten war, wussten aber nicht, wie und wohin. Der unterirdische Bereich erschien zu eng, um diese ganzen Massen aufzunehmen. Die Ägypter erwogen in den Himmel hinaufzusteigen. Da die Griechen den Himmel für ihre Götterwesen reserviert hatten, beließen sie die Menschen unter der Erde, im Hades, einem einzigen eingeschossigen Königreich für Gute und Böse.

Dann nahm das Christentum eine wichtige Reparatur vor, indem es den unterirdischen Bereich vom Himmel schied. An die Stelle des eingeschossigen griechischen Hades setzte es ein Gebäude mit drei Stockwerken: Hölle, Fegefeuer und Paradies, das unser großer Kollege Dante Aligheri mit seiner „Göttlichen Komödie“ berühmt machte.

Man kann sich denken, dass der oder die Himmel in der Antike eine große Rolle spielten. Wenn wir uns die großen Schriftsteller dieser Erde einmal als ewige Wanderer vorstellen wollen, drängt sich ernsthaft der Gedanke auf, dass Homer, Äschylos, Platon oder Sophokles damit beschäftigt waren, einen Teil der Himmel im Flug-

zeug kreuz und quer zu bereisen. Es ist kein Zufall, dass der Olymp und seine Götter, die von oben die Raufereien zwischen Menschen und Armeen beobachten, so großen Raum in ihren Werken einnehmen, viel mehr, als das heute die europäischen Chefs in Brüssel und Straßburg oder selbst der Sicherheitsrat bei unseremgleichen tun.

Ich habe einmal mit Freunden nach dem schönsten Vers der Weltpoesie gesucht, gewissermaßen dem „Mister Vers“, und wir einigten uns schließlich auf eine Zeile aus Homers Illiade. Dort droht die Sonne nach einem Streit mit dem Götterchef Zeus voller Zorn, den Himmel zu verlassen: *„In die Hölle steig ich hinab, leuchte nur noch den Toten.“*

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es noch einen anderen Vers gibt, der bei so wenigen Worten so viel enthält: eine Himmel, Erde und Unterwelt umfassende Bestrafung, die absolute Katastrophe für unseren Planeten, die ganze Unmöglichkeit und Absurdität eines Umsturzes, die totale Veränderung des Verhältnisses von Leben und Tod (dem einen soll die das Dasein erhaltende Lampe genommen werden, um sie dem anderen zu geben, der sie gar nicht braucht), und so weiter, eine geradezu wahnsinnige Eskalation der Albträume, bis man schließlich bei einem der größten Verbrechen aller Zeiten anlangt: der Erprobung von Kernwaffen auf der Erde.

Auf die Beziehungen der Menschen zur himmlischen Zone ist ein Klischee zurückzuführen, das der Literatur und den Poeten unausweichlich anhaftet. Diese Zone wird nämlich hauptsächlich ihnen zugeordnet. Man hat dies wohlwollend, bedauernd, spöttisch lächelnd (diese Poeten waren schon immer sonderbare Typen), erleichtert (besser, sie treiben sich im Himmel herum als vor unseren Füßen), empört (was soll das, dürfen nur sie sich edel nennen) oder zweifelnd (vielleicht ist das nur eine List) akzeptiert.

Obgleich wir hier zusammengekommen sind, um uns über den Himmel zu unterhalten, sollten wir uns meiner Meinung auf dieses Klischee überhaupt nicht einlassen, das heißt, es weder akzeptieren noch um des bloßen Widerspruchs willen ablehnen und auch nicht damit kokettieren, also so tun, als wehrten wir uns dagegen, während wir in Wahrheit nur darauf warten, ihm entsprechen zu dürfen.

Ich meine, dass der Himmel als einende Kuppel dazu beigetragen hat, unser Bild von der Erde zu erweitern. Seine Markierungen (Referenzen), der Mond, die Sterne, spielten eine maßgebliche Rolle bei der Ausbildung der menschlichen Vorstellungswelt. Im Wissen darum, dass die Himmelszeichen zu allen Zeiten für alle Völker, alle Rassen sichtbar waren, entwickelte sich die Menschheit über Jahrtau-

sende und Jahrhunderte hinweg auf die gesamt menschlichen humanistischen Ideen zu.

Das Verhältnis der Literatur zu den Himmeln, in diesem Fall den Himmeln Europas, stelle ich mir eigentlich ganz einfach vor. Der Großteil der europäischen Literatur wurde an einem Fenster geschaffen. Gewiss hat das Fenster seine beherrschende Rolle immer mehr eingebüßt, je perfekter die Beleuchtungssysteme wurden, vor allem nach der Erfindung der Elektrizität. Trotzdem glaube ich, dass der überwiegende Teil des Weltbestands der Literatur am Fenster entstanden ist.

Unser Fundament, die antike griechische Literatur, wäre in anderen Zonen Europas nicht zustande gekommen, und zwar auch aus dem einfachen Grund, dass es dort keine Fenster im heutigen Sinne gab.

In den verschiedenen Sprachen hat man sich ein unterschiedliches Bild vom Fenster als verbindendes Element zwischen der Wohnung und der Welt draußen gemacht, der Luft, dem Licht, dem Wind, wie sie in Herrn Melzers verlockendem Brief präzise benannt sind. In einigen Sprachen Europas ist das Wort abgeleitet vom lateinischen „fenestra“, womit eine Öffnung in der Wand bezeichnet wurde, durch etwas hereinkommt. In anderen Sprachen hat es mit Bersten zu tun, einer jähren Helle, einem Sprung oder einfach etwas, das sich aus dem Sinn verflüchtigt. Im Englischen und Spanischen geht es um den Wind (window, vendita), im Russischen um das Auge (okno), im Albanischen um das Licht (dritare). Und so weiter.

Man sieht, dass die Menschen dem Fenster einander eigentlich widersprechende Zwecke zuwiesen: es sollte das Licht hereinlassen, aber den Wind und die Kälte draußen halten. Mit anderen Worten, es sollte eine Öffnung sein, die sich schließen ließ.

Damit die Fenster diese Doppelfunktion erfüllen konnten, verschloss man sie in antiken Zeiten winters mit Papier, das man in Olivenöl getaucht hatte. Das Licht konnte eindringen, aber der Wind wurde abgewehrt. Man kann sich jedoch vorstellen, wie verschwommen der Blick nach draußen war. Landschaft und Leute ließen sich nur schattenhaft erkennen. Tausend verlorene Tragödien der griechischen Antike entstanden bei diesem trüben Licht, und möglicherweise hat dieser Nebel, dieser Vorhang, diese Barriere zwischen dem Auge des Tragödienschreibers und der Wirklichkeit sich auf einige Gesetze der Kunst ausgewirkt. Vielleicht hat die Schutzmauer zwischen Theater und Zuschauer, zwischen Kunst und nackter Wirklichkeit, von der Friedrich Schiller später sprach, hier ihr Fundament.

Jemand könnte einwenden, dass Homers Poeme keines Fensters bedurften, weil sie mündlich entstanden. Ohne hartnäckig an meiner Meinung festzuhalten, möchte

ich doch darauf hinweisen, dass es auch bei Homer eine Barriere gab. Er hatte sie in den Augen: seine Blindheit.

Der Himmel mit seinem Glanz nahm unter solchen Verhältnissen also spürbaren Einfluss nicht nur auf das künstlerische Schaffen, sondern auf das gesamte menschliche Denken. In Mittel- und Nordeuropa, wo die Himmel wenig Leuchtkraft haben, hemmten sie in gewisser Weise die kulturelle Entwicklung.

Eine der wichtigsten, merkwürdigerweise aber auch am meisten unterschätzten Erfindungen unserer Welt, nämlich das Glas, bewirkte tief greifende Veränderungen. Es beraubte die Himmel des Südens ihrer Privilegien und zwang sie, mit den nördlichen Himmeln zu teilen. Ohne den Gedanken näher auszuführen, möchte ich feststellen, dass Dante, Shakespeare, Bacon, die ersten europäischen Universitäten und alles andere, was mit Studieren zusammenhängt, dem Glas viel zu verdanken haben.

Oft haben die Menschen nach Punkten gesucht, an denen sich Erde und Himmel, unsere Welt und andere Welten berühren. Ich glaube, dass die Glasfenster solche Berührungspunkte sind.

Beim Reden über die Himmel wird man leicht zu einer Art „Missbrauch der Freiheit“ verführt. Sie sind endlos, zeitlos und folgen anderen Gesetzen als die Erde. Wir Schriftsteller aus der ehemals kommunistischen Welt haben wahrscheinlich besonders feine Antennen für diesen Himmelsmissbrauch, und zwar aus einem einfachen Grund: Die Beschäftigung mit ihm war damals, vorsichtig formuliert, nicht zu empfehlen. Es galten andere Parolen: „Fest mit beiden Beinen auf der Erde!“, „Schulter an Schulter mit dem Volk!“, „Bauern, Arbeiter, scheut euch nicht, in den Lehm zu treten!“.

Ich möchte allmählich zum Ende kommen, aber nicht, ohne an einen Poeten erinnert zu haben, den sie vermutlich nicht kennen. Er hieß Lasgush Poradeci und hat zwei Epochen der albanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts miterlebt, das Königreich und den Kommunismus. Über die ganze Zeit hinweg war er der bedeutendste Dichter des Landes, mit dem Unterschied, dass ihn während der ersten Epoche Ruhm umgab, während der zweiten Schweigen.

Schon in seinen spektakulären Anfängen ernannte sich Lasgush Poradeci selbst zum „Himmelsvogel“. Der König von Albanien hieß ebenfalls „Vogel“, und man kann nicht ausschließen, dass der Poet mit seinem Credo Anspruch auf die Herrschaft in einem Bereich erhob, der mit den Interessen des Königs nichts zu tun hatte. Es lautete:

*„Dem Platz des Gottes zugeboren
verrichte ich Menschenwerk.“*

Darin kam eine Beschwerde zum Ausdruck, eine Sorge, ein Geheimnis, um das Poeten wissen, um es in Perlen zu verwandeln.

Lasgush Poradeci konnte nicht ahnen, was ihn erwartete. Als die Kommunisten in Albanien die Macht ergriffen, war er fünfundvierzig. Er lebte fast noch einmal die gleiche Zahl von Jahren, als gestürzter Monarch der Poesie im brutalsten stalinistischen Land Europas.

Ich weiß nicht, ob noch ein anderer Schriftsteller dieses Schicksal hatte. Im kommunistischen Imperium war Lasgush Poradecis Vereinsamung und Absonderung von der Welt ohne Beispiel. Nirgendwo hat man den bedeutendsten Dichter des Landes so konsequent verschwiegen, dass die meisten Menschen ihn für tot hielten. Das ist keine Metapher, sondern beschreibt präzise, was geschah.

Am Beispiel Lasgush Poradecis war Albanien mindestens in diesem Ausmaß mit einer neuen Erfahrung konfrontiert: mit der Vernichtung eines großen Poeten. Man könnte die bereits zitierten Verse folgendermaßen paraphrasieren:

*„Der lebendigen Welt zugeboren,
Verrichte ich Totenwerk.“*

Lasgush Poradeci starb ein Jahr vor dem Fall der Berliner Mauer.

Ich konnte nicht umhin, dies in Graz zu erwähnen, wo wir zusammengekommen sind, um über die Himmel Europas zu sprechen. Denn vor siebzig Jahren kam auch Lasgush Poradeci in diese Stadt. Hier verbrachte er einen Teil seiner Jugend, hier studierte er, und wie es scheint, hat er sich hier in Graz in den Himmel verliebt.

Ismail Kadare: Europas Himmel
in: Gerhard Melzer (Hrsg.):
Es liegt etwas in der Luft. Die Himmel Europas.
© Literaturverlag Droschl Graz 2003